

Ist alles, was ist, gut?

Jonas Lüschers Roman »Kraft«

Oh, wie haben wir sie geschmäht und verachtet, die arroganten Schönwäscher, die krawattentragenden, akkurat seitenscheitler, die Studenten der Wirtschaftswissenschaften, die Dollarzeichen auf der Stirn, die Vorboten des neoliberalen Kurses, der unsere Gesellschaft so tiefgreifend verändern sollte. Wir glaubten uns im Recht, jene, damals noch in der Minderheit, sollten Recht bekommen.

Richard Kraft in Jonas Lüschers neuem Roman verkörpert solch eine Spezies, geradezu prototypisch. Kraft, so auch der gleichnamige Titel, schafft es im Buch zum Nachfolger von Walter Jens in Tübingen als Rhetorikprofessor zu werden. Dabei zeigt Lüscher schon seinen Sinn für Ironie, der sich durch den ganzen Roman wie ein roter Faden zieht, sonst wäre das Scheitern des Protagonisten kaum zu ertragen. Während Jens desertierende Soldaten der amerikanischen Truppen noch im Schwabenland versteckte und sich heftig gegen die NATO Nachrüstung wehrte, ist Kraft ein Vertreter des Thatcherismus, einer der beim ersten Besuch Ronald Reagans in Berlin nicht demonstrierte, sondern heftig Fähnchen schwenkte.

Doch der Roman spielt in der neoliberalen Gegenwart im Zeitalter des Internets. Der akademische Erfolg des Antihelden ist nicht gepaart mit häuslichem Glück. Seine Beziehungen zu Frauen, die er nur durch beständiges »Schwafeln« ins Bett bekommen hat, sind der wahre Ausdruck seines Scheiterns. Diesem Egomanen fehlt es gänzlich an Bindungsfähigkeit, doch dessen wird er sich nur in schwachen Momenten bewusst. So ist auch seine derzeitige Ehe am Ende. Da kommt ein Mail aus Kalifornien gerade rechtzeitig. Sein einstiger Weggefährte, ein ungarischer Dissident wider Willen, hat in den Anhang seiner Nachricht eine vielversprechende Einladung gepackt. Kraft wird aufgefordert einen philosophisch wissenschaftlichen Grundsatz, auch ein Rätsel, mit einem Kurzreferat zu erläutern. Einer der ganz Großen im Silicon Valley, einer der Magna-

ten des Internets hat eine Million Dollar als Preisgeld ausgesetzt. Originalität ist gefragt oder doch Opportunismus, wie mit der Leibnizschen Formel umzugehen sei, wenn alles was ist, gut ist und wir es dennoch verbessern können.

Kraft, wegen diverser privater »Altlasten« von finanziellen Nöten geplagt, wird von seiner Frau geradezu aufgefordert, die Million zu gewinnen, um ihre Ehe geordnet auflösen zu können.

Doch was tun? Die Zeit in Kalifornien zerrinnt zwischen den Fingern und die zündende Idee bleibt aus. Was tun, wenn er, schlaflos die Nächte im unveränderten Jugendzimmer der Tochter seines Studienfreundes verbringt und sich dabei an seine Töchter zu Hause erinnert. Wenn dort die Tapete mit einem Vogelmotiv mehr zur Ornithologie abschweifen lassen. Auch das ständige Geräusch eines Staubsaugers in



der Unibibliothek, als auch das Konterfei von Donald Rumsfeld als Bild an der Wand, das ihm mitleidig bei seiner Ideenlosigkeit zusieht, all das ist nicht dazu angetan, Kraft aus seiner Lethargie zu befreien.

Silicon Valley, das bedeutet schon längst keine Garagenbastler mehr, die aus Enthusiasmus, die Welt aus den Angeln heben wollen. Nicht mehr das Produkt oder das Ergebnis der Arbeit wird geliebt, sondern die Millionen, die man damit verdienen kann. Oder, um es mit Edgar Hoover auszudrücken, wer mit Vierzig noch nicht seine erste Million verdient hat, ist nicht sonderlich viel wert.

Was Lüscher schon sehr gekonnt mit seiner Novelle »Der Frühling der Barbaren« angedeutet hat, die Krise der europäischen Geisteskultur, führt er in seinem Roman glänzend fort, angesichts einer Entwicklung ausgehend von jenem Silicon Valley, in dem der Algorithmus über die europäische Geistesgeschichte hinwegfegt. Aber Lüscher demontiert nicht nur seinen Protagonisten, den ideenlosen Vertreter der Ideen des alten Europas; mit derselben zugleich kalten aber auch beißenden Ironie seziert er die Vertreter jener schönen neuen Welt für deren Hybris die alten Werte unserer Demokratie ein Auslaufmodell zu sein scheinen.

Mit seinen Rückblenden in den universitären Werdegang Krafts zeichnet Lüscher eine steil konservative Karriere nach, obwohl es seinem Protagonisten nicht ganz wohl war, als er als Zuschauer im Bonner Bundestag miterleben musste, wie ein rhetorisch brillanter Helmut Schmidt einem weit aus weniger sprachbegabten Kanzler von der CDU weichen musste. Lüschers Roman hebt sich außerordentlich von der derzeitigen Literatur ab. Er entwirft ein Bild, das den Leser verzweifeln lassen müsste, ein Porträt von einer Ökonomie, die alles wegräumt, was sich ihr in den Weg stellt, von Milliardären, die gänzlich jede Bodenhaftung verloren haben und von Intellektuellen, die in diesen Zeiten scheitern, da sie keine Antworten mehr haben. Doch das Gegenteil ist der Fall. Die messerscharfe Ironie des Autors gibt den ganzen ökonomischen Popanz der Lächerlichkeit preis. Und das Lachen ist die schärfste Munition gegen maßlose Selbstüberschätzung und auch Balsam bei Verzweiflung.

Was für ein Glücksfall, dass aus Lüschers Aufenthalt in Kalifornien keine Dissertation erwuchs, sondern ein Roman, den man wahrlich als Meisterwerk bezeichnen darf.

THOMAS MAHR

Jonas Lüscher: »Kraft«, Roman, Beck Verlag, München 2017, 237 S., €19,95.